



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

Svenja Flaßpöhler

ZUSAMMEN- BLEIBEN

Von der Freiheit fester Bindungen

Klett-Cotta

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Rotebühlstraße 77, 70178 Stuttgart

Fragen zur Produktsicherheit: produktsicherheit@klett-cotta.de

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Gaeb & Eggers

© 2026 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,

gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte inklusive der Nutzung des Werkes für Text und

Data Mining i. S. v. § 44 b UrhG vorbehalten

Cover: Rothfos & Gabler, Hamburg

unter Verwendung einer Abbildung von © shutterstock, Julia Korobko

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-96646-6

E-Book ISBN 978-3-608-12622-8

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der

Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten

sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für Florian

»Wenn Du mich also recht verstehen willst, so darf ich immerhin sagen, daß es beim Wählen nicht so sehr darauf ankommt, das Richtige zu wählen, als auf die Energie, den Ernst und das Pathos, womit man wählt.«

Søren Kierkegaard, Entweder/Oder

»Wenn ich ›die Frau‹ sage, spreche ich von der Frau in ihrem unvermeidlichen Ringen mit dem klassischen Mann [...].«

Hélène Cixous, Das Lachen der Medusa

»Bleibefreiheit wäre eine Art Prisma, das es uns erlaubt, Handlungsmöglichkeiten in der Welt in einem neuen Licht zu sehen.«

Eva von Redecker, Bleibefreiheit

INHALT

EINLEITUNG: ALTERNATIVE LEBEN 13

Zu Beginn zwei Szenen 15 • Parallelwelten 17 •
Fliehkräfte der Spätmoderne 19 • Sowohl als auch 21 •
Beleuchtungswechsel 26

1. »ENTWEDER/ODER«: KIERKEGAARDS SCHWANKENDE PHILOSOPHIE DES BLEIBENS 29

Innere Zerrissenheit 31 • Ästhetisches Stadium: Macht der
Sinne 35 • Tagebuch eines Verführers: Die Frau als
Beute 37 • Ethisches Stadium: Freiheit des Wählens 40 •
Pathos des »Ja« 45 • Ehe als »Durchgangssphäre« 50 •
»Seuche Emanzipation«: Kierkegaards Leerstelle 53

2. ETHISCHE DYNAMIK: DIE FREIHEIT DER FRAU 59

Frei sein heißt: Gehen können 61 • Das Ideal der
Gerechtigkeit und die Macht des Realen 64 • Intimität
des Konflikts 68 • Der hauchdünne Faden 70

3. DER ANFANG: WENN WELTEN SICH BEGEGNEN 73

Herkünfte: Streitvermeidung vs. Intimgrausamkeit 75 •
Ende der Ostgut-Phase 79 • Bröckelnde Projektionen 82 •
Treibgut 84

4. ES GIBT NICHT »DEN RICHTIGEN«: ZUR HARTNÄCKIGKEIT DES HARMONIE-IDEALS 87

Sehnsucht nach der verlorenen Hälfte 89 • Illusion des perfect match 91 • Zum Pathos der Liebeswahl: Von Kierkegaard zu Freud 94 • Die Differenz in der Wiederholung: Das Mögliche erkennen 99

5. KANNST DU MICH VERSTEHEN? HERMENEUTIK ALS LIEBESKUNST 101

Tagebuch einer großen Unruhe 103 • Lacan in der Russendisko 107 • Geschieden, bisexuell, frei? Die Anti-Hermeneutikerin Susan Sontag 110 • Penetrierend-bohrend: Hermeneutik als Aggression 117 • Pornografischer Transparenzwille vs. heilige Unantastbarkeit 120 • Hermeneutische Liebeskunst 122

6. MUTTER WERDEN: SEXUELLE UND INTELLEKTUELLE LUST IM LICHT DES THESEUS-PARADOXONS 125

Identitärer Schiffbruch 127 • Die Sache mit dem Stecker: Ermächtigung durch den Mann 133 • Das Ideal der »reinen« Mutter 136 • Spiel vs. Notwendigkeit 140 • Verschlussene Körperreiche und das Dilemma des »Nein« 144 • Potenz der Frau: Es gibt kein libidinöses Schicksal 147 • Der Mann als Ariadnefaden 148

7. DAS »JA«-WORT: HEIRATEN IN DER MULTIOPTIONS- GESELLSCHAFT 151

Bretonische Romantik 153 • Die Warum-Frage 156 • Großmutter-Assoziationen 158 • Traditionsbrüche: Ehe im Postpatriarchat 161 • Das bindende »Ja« 164 • Macht des Rituals vs. magisches Denken 166

8. WAS HEISST HIER GERECHT? ÜBER GLEICHHEIT UND UNGLEICHHEIT 169

Vom Sog traditioneller Rollenbilder 171 • Progressives Gleichheitsmodell vs. konservatives Ungleichheitsmodell 174 • Der Tradwife-Trend 178 • Das Zwitter-Modell: Pragmatismus statt Ideologie 180 • Schleichendes Ungleichgewicht: Sensibilität für Kippunkte 182

9. ANATOMIE EINES ROLLENTAUSCHS: DIE DOMINANTE FRAU 185

Der empfindliche Punkt 187 • Die Schuldfrage: Kastration vs. Minderwertigkeitskomplex 190 • Shades of Submission: Sehnsucht nach dem starken Mann 194 • Rückwärts vorwärts: Dialektik des Fortschritts 197 • Trost des Hundes 200 • Tanz auf dem Eis 200

10. AUF EINEM AUGENBLICK: ZUR GENEALOGIE DER LEBENSLÜGE 203

Ausblendung der Ambivalenz 205 • »Hymne an das Leben«: Extremfall Pelicot 208 • Die dünne Grenze 211 • »Mit Männern leben«? Der Generalverdacht 212 • Keine »Täter-Opfer-Umkehr« 216 • Gehen können als Vermögen 218

11. STREITEN LERNEN: ÜBER GEGNERSCHAFT IN LANGZEITBEZIEHUNGEN 219

Die Lappalie als Stachel der »großen Gleichheit« 221 • Gegner vs. Feind: Die Kunst agonalen Streitens 226 • Affekt und Intimität: Der Abgrund der Vernichtung 230 • Die Hoffnung »untereinander übereinzukommen« 234 • Katastrophe als Kairos 237

12. REIZ DES MÖGLICHEN: ÜBER MONOGAMIE 239

Ein letzter Drink? 241 • Der Mythos vom Mythos 242 • Libidinöse »Bleibefreiheit« ? Ja und nein 246 • Zum Problem des selbstgenügsamen Idylls 250 • Freiheit der Wahl: Keine Bleibefreiheit ohne Bewegungsfreiheit 253 • Das Mögliche genießen: Die Ästhetik der Treue 256

13. SENSIBILITÄT DER INTIMSPHÄRE: DIE KUNST DER ZWEISAMKEIT 259

Dynamik des Begehrens 261 • Verlust vs. Besitz: Eifersucht als Wächterin der Intimität 266 • Treue lässt sich nicht beweisen: über Vertrauen und das Leben mit der Wissenslücke 270 • Intimität als »Blase«: Mit Sloterdijk über Sloterdijk hinaus 274 • Kunst des Gestaltwechsels 276 • Die Zeit erlösen 277

SCHLUSS: DIESES LEBEN 279

DANK 283

ZITATNACHWEIS 284

LITERATURVERZEICHNIS 285

ANMERKUNGEN 289

REGISTER 299

EINLEITUNG: ALTERNATIVE LEBEN

Zu Beginn zwei Szenen 15 • Parallelwelten 17 •
Fliehkräfte der Spätmoderne 19 • Sowohl als auch 21 •
Beleuchtungswechsel 26

ZU BEGINN ZWEI SZENEN

Szene eins: Berlin, Ostgut, 6 Uhr früh. Ohrenbetäubender Bass, tanzende Menschen im Stroboskoplicht. Ich stehe in Turnschuhen, löchrigen Jeans und Lieblingsshirt (schon leicht angerissen unter den Achseln) an der Theke und warte auf mein Bier. Ein paar Meter entfernt lehnt ein Mann an der Bar, er hebt sein Glas, prostet mir zu. Ich gehe zu ihm hinüber.

Ich bin allein unterwegs, auch heute Nacht. Ich gehe immer allein aus, fahre mit meinem roten Rennrad durch die Stadt, besuche mehrere Clubs nacheinander. Allein. Weil ich keinen Erwartungen entsprechen möchte. Weil ich es genieße, für mich zu sein, allein durch die Nacht zu fahren, allein zu tanzen und zu trinken inmitten einer feiernden Menge. Weil ich, in diesen Augenblicken der Schweben, das Mögliche spüre.

Ich gehe mit dem Mann auf die Tanzfläche. Er bewegt sich ein wenig ungenau, ist auch ansonsten nicht ganz mein Typ, aber ich küsse ihn trotzdem. Wir verschwinden Richtung Toilette in einem dunklen Gang. Als klar ist, worauf es hinausläuft, lasse ich mir seine Adresse geben und fahre mit meinem Rad in der Morgendämmerung quer durch Berlin gen Westen.

Ein paar Stunden später schließe ich, ziemlich verkatert, seine Wohnungstür leise von außen. Schon jetzt weiß ich, dass ich den Mann nicht wiedersehen werde. Nicht, weil etwas Schlimmes passiert wäre, sondern weil ich nicht will.

Zurück in meiner Kreuzberger Wohnung nehme ich eine Kopfschmerztablette und überstehe den Tag. Am nächsten Morgen setze ich mich mit Espressokanne an den Schreibtisch und arbeite weiter an meiner Promotion über de Sade.

Szene zwei: Berlin, Prenzlauer Berg, 6:00 Uhr früh. Der Wecker klingelt, mein Mann schläft noch. Ich schleiche mich aus dem Schlafzimmer, dusche kalt, dann bereite ich, begleitet vom Morgenprogramm des Deutschlandfunks, das Frühstück vor. Schwarzer Darjeeling, drei Minuten gezogen. Smoothies aus Äpfeln, Wald- und Zitrusfrüchten, Porridge mit Hafermilch. Ich stelle Schüsseln, Gläser, Teetassen (Töpferware aus der Bretagne, mitgebracht aus unserem letzten Sommerurlaub) auf den Tisch, zünde die Kerze an (Schweizer Produkt, handgefertigt). Wie jeden Morgen.

Kurz vor den 7-Uhr-Nachrichten kommt mein Mann in die Küche. Ich drehe das Radio leiser. Wir geben uns einen Kuss und fragen uns, wie wir geschlafen haben. Mein Mann geht ins Bad, ich schalte schon einmal die Siebträgermaschine ein, damit sie warm ist, wenn wir später einen Espresso trinken, sobald beide Kinder (unsere Tochter ist 17, unser Sohn zehn Jahre alt) zur Schule aufbrechen. Eine Dreiviertelstunde später sitzen wir uns mit unseren kleinen Tassen am großen Holztisch gegenüber, den mein Mann inzwischen abgeräumt und abgewischt hat. Ein Moment der Stille tritt ein. Ein kurzer Augenblick, in dem die Möglichkeit einer Öffnung aufscheint, vom Profanen zum Außergewöhnlichen. Wir könnten uns über Kierkegaards *Entweder/Oder*

unterhalten, in dem ich gestern gelesen habe. Oder, verrückter Gedanke, noch einmal ins Bett gehen. Uns für ein heiliges Stündchen herausziehen aus diesem Tag, der ohnehin voll genug sein wird. Ich nippe an meinem Espresso, schaue meinen Mann an, dann driftet mein Blick ab zu meinem Kalender, der neben mir liegt und die zu lösende Frage aufwirft, wer von uns beiden heute die Zeit findet, mit unserem Sohn die Hausaufgaben zu machen, den Hund auszuführen, für unsere Tochter Tofu zu besorgen. Sich ums Abendessen zu kümmern.

PARALLELWELTEN

Zwischen diesen beiden Momentaufnahmen liegt fast ein Vierteljahrhundert. In der ersten Szene bin ich Mitte zwanzig, in der zweiten Ende vierzig. Die Feststellung, dass ich schlicht älter geworden bin und mit dem Alter auch das Leben andere Formen annimmt, ist naheliegend, aber leer. Was wäre damit schon gesagt? Dass es sich nun mal um den Lauf der Dinge handelt, wenn ein Mann und eine Frau nach gemeinsam verbrachten Jahrzehnten routiniert ihren Alltag gestalten? In unserer Zeit ist nichts am Beziehungsleben Schicksal. Gerade deshalb ist es so kompliziert, alles andere als selbstverständlich und nie frei vom Zweifel: Habe ich mich richtig entschieden oder bin ich falsch abgebogen? Eine Frage, die unweigerlich irgendwann aufkommt, wenn zwei Menschen ein Leben teilen. Zumindest dann, wenn ihnen ihr Glück nicht gleichgültig ist.

Manchmal überkommt mich das Gefühl, dass mein früheres Club-Selbst immer noch da ist, nur in einer anderen Welt. Als ob es in einem Paralleluniversum fortexistiert, wie durch

eine Membran von mir getrennt. Dort, nur eine Armlänge entfernt, ereignet sich mein alternatives Leben. Wären ein paar Weichen anders gestellt worden, einige Zufälle nicht geschehen: Gut möglich, dass ich immer noch allein lebte. Keine Kinder hätte. Und keinen Mann, den ich geheiratet habe, als unsere Tochter ein Jahr alt war. Wobei natürlich die Frage bleibt, ob dieses ungebundene Ich immer noch ich wäre – oder eine andere Identität, nur noch vage mit mir verknüpft durch Aussehen und ein oder zwei weitere Konstanten, die sich durch alle denkbaren Existenzen ziehen. Gelegentlich male ich mir dieses andere Ich (das ich bin und doch nicht bin) aus, lasse das Leben, das auch möglich gewesen wäre, wie einen inneren Film ablaufen.

Ich stelle mir vor, wie meine Doppelgängerin morgens in einer Kreuzberger Espressobar die Zeitung liest, anstatt Smoothies für ihre Familie zuzubereiten. Und wie sie sich dann, nach einem kleinen Morgenspaziergang am nahe gelegenen Landwehrkanal (vielleicht ist ein Hund dabei), zu Hause an ihren Computer setzt, um zu schreiben. In ihrer Zwei-Zimmer-Wohnung (es ist immer noch dieselbe wie damals, aber gründlich renoviert) gibt es nur wenige Möbel und viele Bücher. Der Schreibtisch hat einen besonderen Platz, in der Mitte des größeren Zimmers. Auch das Bett steht frei, im anderen Raum, auf einem Podest mit viel Ablagefläche für Lektüre, Teetassen, Weingläser. Hin und wieder kommt ein Mann mein Zweit-Ich besuchen, eine Art festere Affäre, aber ohne weitreichendere Verpflichtungen, justierbar je nach Tagesform und jederzeit auflösbar. Das Einzige, was meine Doppelgängerin nie infrage stellt, ist die Arbeit und das selbstgewählte Alleinsein, das sie in ihrer Parallelwelt genüsslich zelebriert. Braucht sie Menschen um sich herum, dehnt sie es aus in Cafés, Bars, Schwimmbäder. All diese

Orte besucht sie, wann immer sie will (vielleicht hat sie also doch keinen Hund). Und sie geht, wann immer sie will.

Natürlich bin ich mir bewusst, dass diese virtuelle Version meiner Selbst idealisiert ist. So wie alle nicht realisierten Leben, die sich dann und wann ins Bewusstsein drängen. Wäre ich mit A nicht vielleicht glücklicher geworden als mit dem Mann, den ich geheiratet habe? Oder mit B oder mit C oder mit D? Auch solche Gedanken kenne ich. So wie wohl die meisten Menschen, wenn sie sich selbst gegenüber ehrlich sind. Auf das Nicht-Realisierte richtet sich die Sehnsucht, sobald die Wirklichkeit ihre tristen Facetten zeigt. Ein Sehnen, das gleichzeitig Ausdruck des Bedauerns ist, in einem Leben nicht alle Wege gehen zu können, sich nolens volens entscheiden zu müssen: Entweder/Oder. Entweder Singledasein oder Paarexistenz. Entweder mein Mann oder jemand anderes. Entweder wir trennen uns nach einer gewissen Zeit – oder wir bleiben zusammen. Jahre. Jahrzehnte. Bis dass der Tod uns scheidet.

FLIEHKRÄFTE DER SPÄTMODERNE

Mein Mann und ich sind auf dem Pfad »Bleiben« unterwegs, der, dieser Eindruck drängt sich schon im persönlichen Umfeld unweigerlich auf, immer unzeitgemäßer wird. In unserem Freundes- und Bekanntenkreis nehmen die Trennungen in den letzten Jahren zu. Selbst Paare, die wie füreinander geschaffen schienen, ziehen auseinander, weil »die Luft raus ist«, »es einfach nicht mehr geht«, »wir uns nicht mehr lieben«. Dass es sich hier um mehr als nur anekdotische Evidenz handelt, sondern um immense Fliehkräfte, die unsere Zeit zeichnen, zeigen die nackten Zahlen: Jede dritte Ehe

wird in Deutschland geschieden.¹ Die Zahl der Single-Haushalte hat sich seit den 1950er Jahren verdoppelt, sie liegt derzeit bei 42 Prozent, Tendenz steigend.²

Tatsächlich spricht in der liberalisierten, spätmodernen Gesellschaft bei Licht besehen wenig dafür, einen Großteil seines Lebens mit einem einzigen Menschen zu verbringen. Anders als noch in der Generation meiner Großeltern ist eine Trennung kein Skandal mehr. Die Entscheidung, getrennte Wege zu gehen, scheitert auch keineswegs notwendig an monetärer Abhängigkeit. Längst steht auch Frauen die Möglichkeit finanzieller Eigenständigkeit offen, sie verdienen sogar manchmal mehr als ihre Männer, sind erfolgreicher als sie, was ganz eigene Dynamiken und Herausforderungen erzeugt, auf die wir noch zurückkommen werden. Die gesellschaftliche Liberalisierung geht zudem mit einer Optionenvielfalt einher, die sich dank Dating-Apps immer effektiver nutzen lässt: und zwar nicht nur, um, so zumindest das Versprechen, den Traummann oder die Traumfrau zu finden, sondern auch einen spontanen One-Night-Stand im eigenen Kiez. Warum also mit jemandem das Leben teilen, wenn man es doch auch, ganz selbstbestimmt, für sich allein haben kann? Wieso sich auf Dauer an einen Menschen binden, wenn eine solche Bindung mit Gewöhnung, Alltag, Profanierung einhergeht?

Gemeinsam alt werden: Das ist, so scheint es, ein zunehmend überkommenes Lebensmodell, das kaum jemand aus freien Stücken wählt, sondern allenfalls aus Angst, Feigheit, Konvention oder Mangel an Alternativen. Man bleibt zusammen wegen der Kinder. Weil die gemeinsame Eigentumswohnung, der Garten, das Haus einst Ausdruck eines geteilten Lebenstraums war. Weil man es nicht schafft, den Tatsachen ins Auge zu sehen. Und, dies ist der theoretische

Überbau: Weil man Teil eines immensen, »patriarchalen« Verblendungszusammenhangs ist, der Menschen aneinanderbindet, ja, fesselt, ihre Bedürfnisse unterdrückt und ihnen vorgaukelt, sie müssten sich entscheiden.

SOWOHL ALS AUCH

Genau so lautet die These, die unter Zeitdiagnostikern weit verbreitet ist: Der Weg, den mein Mann und ich seit knapp einem Vierteljahrhundert zusammen beschreiten, ist gemäß dieser Sichtweise kein frei gewählter, sondern von Machtstrukturen durchzogen. Entsprechende Bücher künden von anderen, freieren Beziehungsentwürfen und kritisieren die Logik des Entweder/Oder. »Entweder man ist ›zusammen‹, also ein Paar. Oder man ist es nicht«, schreibt etwa Friedemann Karig in seinem Buch *Wie wir lieben. Vom Ende der Monogamie*. »Es gibt nur 1 oder 0. Wer einmal verheiratet ist, scheint für immer an die Ehe gebunden. Er ist eins. Bis er sich scheiden lässt. Dann ist er wieder allein. Null.«³ Karig stellt dieser Binarität, die mit dem herkömmlichen Beziehungsverständnis der Ausschließlichkeit unweigerlich verknüpft sei, ein inkludierendes Verständnis von Liebe entgegen: »Eine Liebe, die mehr will. Vielleicht sogar alles.«⁴ Der Autor erzählt von Paaren, die ein »geschlossenes« Beziehungsmodell ablehnen, sich wechselseitig andere Sexpartner erlauben. Die keine Eifersucht empfinden oder dieses Gefühl als falsches Besitzdenken entlarven. Und die Liebe umfassender begreifen, also nicht auf eine Person beschränkt, und ihr die Form einer »offenen Beziehung«⁵ geben. Menschen, die ihre Art des Begehrens in solcher Weise verstehen, erheben Einspruch gegen jede Entscheidungs- und Treuepflicht: Wir können

unsere Wünsche realisieren, weil wir uns nicht von bürgerlichen Prinzipien beherrschen lassen. Für uns gilt nicht Entweder/Oder. Sondern Sowohl-als-auch!

Mein eigenes, monogames Beziehungsmodell steht zu diesen Lebensformen in einem klaren Gegensatz. Und mit »monogam« meine ich keine serielle Monogamie (erst bin ich A treu, dann B, dann C, dann D ...), sondern eine dauerhafte Treue – zu ein und demselben Menschen über Jahrzehnte hinweg. Und wenn ich Treue sage, dann meine ich das tatsächlich so. Heimliche Affären oder One-Night-Stands kommen für uns beide nicht infrage. Um ganz offen zu sein, hier ein Geständnis: Ich bin meinem Mann noch nie fremdgegangen. Kein einziges Mal, obwohl es aufgrund meiner vielen beruflichen Reisen und Hotelübernachtungen Gelegenheiten genug gäbe. Dass ich »Geständnis« sage und tatsächlich ein Gefühl leichter Peinlichkeit empfinde, ist durchaus bezeichnend und liegt daran, dass sich die Koordinaten seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts stark verschoben haben: »Wer zweimal mit der gleichen pennt, gehört schon zum Establishment«, so lautete ein Wahlspruch der sexuellen Revolution, in deren Licht unser Modell unrettbar spießig erscheinen muss.

Und es stimmt ja: Als treue Ehefrau entspreche ich einer bürgerlichen, heterosexuellen Beziehungsnorm. Mehr noch, ich übererfülle sie sogar, weil ich, anders als viele andere, noch nicht einmal fremdgehe. Auch wenn diese Norm durch alternative Paarkonzepte gehörig unter Druck gerät, ist sie immer noch existent. Und es stimmt auch, dass das Monogamie-Modell im Grunde seit jeher von Fragezeichen begleitet ist: Sind Menschen überhaupt dazu geschaffen in Paaren zu leben? Ist ihr Begehren nicht viel zu komplex für eine solche Ausschließlichkeit? Tue ich mir also, indem ich etwaigen Versuchungen

widerstehe und mich ausschließlich an meinen Mann binde, womöglich regelrecht Zwang an – zumal als Frau?

Dieser Ansicht, dass meine Existenz als heterosexuelle Ehegattin von unrettbarer, unweigerlicher Unterdrückung zeugt, ist sehr entschieden die Feministin Emilia Roig. In ihrem Buch *Das Ende der Ehe. Für eine Revolution der Liebe* schreibt sie: »Mit dem ›Ende der Ehe‹ fordere ich das Ende einer obsoleten Institution, die die Ungleichheit und Unterdrückung der Frauen in unserer Gesellschaft produziert und aufrechterhält.«⁶ Die Macht der Männer, so Roig, sei ungebrochen, das »Patriarchat«⁷ nach wie vor existent, und zwar verdichtet in der Institution Ehe, die dazu diene, Frauen zu besitzen – auch sexuell. Eine Frau, die einen Mann heirate, wähle mithin ihre eigene Unfreiheit. Ich werde auf diese Argumentation noch ausführlich zurückkommen, doch so viel sei Roig an dieser Stelle zugestanden: Ich weiß noch sehr genau, wie fremd sich der Ehering zunächst anfühlte, damals im Jahr 2009, als mein Mann und ich uns das standesamtliche »Ja«-Wort gaben. Als zeugte der Ring an meinem Finger von einer machtvollen Tradition, in die ich mich nun gestellt hatte und die historisch gesehen in der Tat insbesondere der Frau Freiheitsverzicht abverlangte. Immerhin wurde die Ehebrecherin vor noch nicht allzu langer Zeit ungleich härter gesellschaftlich sanktioniert als der Ehebrecher. Man denke an literarische Figuren wie Effi Briest, Madame Bovary oder Anna Karenina, in denen sich die Misogynie des 19. Jahrhunderts verdichtete; die ihren Männern untreu wurden und dafür mit dem Leben zahlten. Wer meint, dass eine solche Skandalisierung weiblicher Untreue klar der Vergangenheit angehört und sich die geschlechtsspezifischen Unterschiede inzwischen gänzlich nivelliert hätten, irrt leider. Während es für die männliche Untreue bis heute eine fest installierte Ins-

titution gibt – die Prostitution –, existiert für Frauen nach wie vor kein gleichwertiges Pendant. Im Gegenteil zeugt der Tatbestand des Femizids von einem immer noch wirkmächtigen, buchstäblich mörderischen Besitzdenken: Du, Frau, gehörst mir, und wenn du gehst oder mich betrügst, bringe ich dich um, damit du keinem mehr gehören kannst. Jedes Jahr werden in Deutschland Frauen von ihren Männern getötet, weil sie es nicht ertragen, dass ihre Partnerin die Beziehung beendet. Im Jahr 2024 etwa wurden in Deutschland 132 Frauen von ihren (Ex-)Partnern umgebracht.⁸ Und, letzter Punkt: Es macht in der Bewertung nach wie vor einen Unterschied, ob ein Mann sich dafür entscheidet, seine Frau und Kinder zu verlassen – oder ob eine Frau diese Entscheidung für sich trifft. Männer, die ihre Familien verlassen, sind im schlimmsten Fall Egoisten. Frauen, die diesen Schritt gehen, gelten schnell als bindungsgestört, gefühlsarm, krank. Noch meine Mutter hat erfahren, was es für eine Frau bedeutet, im ländlichen Westdeutschland der 1980er Jahre Mann und Kindern den Rücken zu kehren. Was sie getan hatte, galt als unverzeihlich.⁹

Steckt diese ungleich härtere Sanktionierung weiblicher Selbstbestimmung auch mir noch – unbewusst – in den Knochen? Entspreche ich der Monogamie-Norm nicht aus freien Stücken, sondern aus einer diffusen Angst heraus? Ja, kann man überhaupt aus Freiheit einer Norm entsprechen – oder ist das schon ein Widerspruch in sich?

Und nicht nur populäre Sachbücher, auch Werke der zeitgenössischen Soziologie erwecken den Eindruck, dass dauerhafte Beziehungen notwendigerweise von Illusionen getragen sein müssen, die wahlweise in sich zusammenbrechen oder aber durch Lebenslügen zwanghaft aufrechterhalten werden. So legt die israelisch-französische Soziologin Eva

Illouz in ihrem Buch *Der Konsum der Romantik* ausführlich dar, wie der Kapitalismus seit Beginn der Moderne auch die intimsten Beziehungen durchdrungen habe. Unter den Vorzeichen des Ökonomismus werde, so Illouz, Romantik durch Konsum inszeniert. Das Paar kreierte sich durch Konsumrituale einen geschützten Raum der Intimität, der den gesellschaftlichen Anforderungen nur scheinbar trotzt:

»Die moderne romantische Liebe ist alles andere als ein vor dem Marktplatz sicherer ›Hafen‹, sondern vielmehr eine Praxis, die aufs Engste mit der politischen Ökonomie des Spätkapitalismus verbunden ist.«¹⁰

Meint: Das Paar im Kapitalismus ist kein Bollwerk gegen die Gesetze der Ökonomie, nur weil es sich beim Strandurlaub selbst genügt. Denn den Strandurlaub muss es sich erst einmal leisten können. Vom aufwendigen Abendessen über die Anschaffung schöner Bettwäsche bis hin zum neuen Sofa, auf dem sich abends, sobald die Kinder schlafen, guter Rotwein trinken lässt, während im Hintergrund leise Musik läuft: Derlei Investitionen in die Herstellung intimer Atmosphären sind auch mir nicht fremd. Vor ein paar Jahren habe ich meinem Mann nicht ganz uneigennützig einen Schallplattenspieler zum Geburtstag geschenkt, weil ich das Auflegen der Nadel, ihr leises Knistern in der Vinylrille in Kombination mit gutem Wein und Kerzen tatsächlich schön, um nicht zu sagen: romantisch finde. Ein neues Sofa haben wir uns auch vor drei Jahren angeschafft. Und vor zwei Jahren eine Espresso-Siebträgermaschine.

Um ganz davon zu schweigen, dass wir natürlich nicht das einzige Ehepaar der akademischen Prenzlauer-Berg-Mittelschicht sind, das ein solches Gerät besitzt.

In was für einem Kontrast zu diesem Konsum steht dagegen meine imaginäre, selbstgenügsame Single-Existenz: ein Tisch, ein Bett. Und Bücher. Das reicht meinem Alter Ego in seiner Kreuzberger Parallelwelt.

Habe ich es aus dem Blick verloren, damals, vor fast 25 Jahren, als ich meinen Mann traf? Wurde es regelrecht verschüttet unter den schönen Dingen, die wir uns seither gemeinsam angeschafft haben? Oder ist eine solche Sicht viel zu düster und viel zu allgemein? Ist das Schöne wirklich immer trügerisch?

BELEUCHTUNGSWECHSEL

Dieses Buch handelt vom Zusammenbleiben. Zusammenbleiben meint mehr als Zusammensein. Das Bleiben trägt die Dauer in sich und also auch das Konflikthafte einer jeden Beziehung, die sich als Langstrecke begreift. Das Bleiben steht, positiv gesehen, für ein »Trotzdem«. Oder besser: für ein »Gerade deshalb«. Meine eigene Intuition weist in genau diese Richtung: »Gerade deshalb« bleiben mein Mann und ich zusammen. Ein Paar, das Differenzen in der Dauer auszutragen, Ungleichheiten zu balancieren versteht, vollführt einen Bindungsexistenzialismus, in dem sich zwei Menschen als Subjekte begegnen – und frei sind, sich gegen die Beziehung zu entscheiden, wenn sie nicht mehr trägt. Anders gesagt: *Gerade die Tatsache, dass ich gehen kann, ist die Voraussetzung meines Bleibens aus Freiheit.*

Das Gehen-Können, von dem hier die Rede ist, meint keinen leichtfertigen Abgang. Aber eben auch kein Bleiben um jeden Preis. Wie also gelingt dieser Balanceakt zwischen Autonomie und Bezogenheit? Wann wäre der Punkt erreicht,

an dem eine Trennung erwogen werden müsste? Schließlich lösen sich nicht alle Konflikte in einem Konsens auf. Nicht jeder Streit ist konstruktiv. Nicht immer gelingt es, Worte zu finden für das, was die Bindung bedroht: die langen Schatten der Vergangenheit zum Beispiel. Das dunkle Erbe der Herkunft. Oder auch schlicht: für die Herausforderungen gemeinsam verbrachter Zeit. Die Wiederholungen. Das Älterwerden. Die profane Seite der Nähe. Wann also beginnt sie, die Selbsttäuschung? Wann kippt das Schöne in Schein? Das Leben in eine umfassende Lüge?

In den folgenden Kapiteln widme ich mich der Aufgabe, entlang meiner eigenen Erfahrung freizulegen, was Bleiben bedeutet. Ist mein Wille – mein »Ja« zur Ehe, mein »Ja« zu Kindern, mein »Ja« zu Alltag und Gewohnheit – so tief durchdrungen von gesellschaftlichen Erwartungen, dass ich lediglich der Illusion einer selbstbestimmten Existenz aufsitze? Was bedeutet es, als Frau in einer heterosexuellen Partnerschaft die eigene Autonomie zu wahren? Mache ich mir lediglich etwas vor, während mein wahres Selbst im Paralleluniversum den wirklichen Ausgang aus der selbst verschuldeten Unmündigkeit feiert, indem es sich gerade nicht bindet? Oder ist dieses Kreuzberg-Ich womöglich immer noch in mir – verwandelt, als eine innere Stimme, die mir ein freies Bleiben ermöglicht?

Die Suche beginnt – und zwar mit Søren Kierkegaard (1813–1855) und seiner berühmten, großen Entscheidungsschrift *Entweder/Oder*. Denn Kierkegaard war es, der in der Phase der Spätromantik erstmals den Versuch unternahm, die lebenslange Bindung philosophisch zu begründen – und zwar als eine Lebensform existenzieller Freiheit. Und doch: Geheiratet hat der Philosoph nie. So sehr er das Geheimnis einer geglückten Ehe gedanklich durchdringen wollte, blieb

er selbst ein Einzelgänger. Der notorische Zweifler Kierkegaard ist mein Sparringpartner, mein Sprung ins Denken: Wie lassen sich seine Einsichten für einen Bindungsexistenzialismus des 21. Jahrhunderts fruchtbar machen? Welche seiner Gedanken könnten gerade jetzt, in der spätmodernen Multioptionsgesellschaft, wegweisend sein? Und wo zeigen sich auffällige Leerstellen, die auffordern, da weiterzudenken, wo der dänische Denker offensichtlich an Grenzen stieß?

Um in Kierkegaards Welt einzutauchen, setze ich mich in unseren alten, geblühten Sessel. Vor ein paar Jahren haben wir ihn beim Trödler gefunden, seither ist er mein favorisierter Leseplatz. Wenn die Sonne ihn bescheint, leuchtet er golden im Licht.